

Sigrid Fronius studierte von 1962 bis 1966 (war jedoch bis 1972 immatrikuliert und bis 1968 hochschulpolitisch aktiv) Geschichte und Französisch an der Freien Universität Berlin. 1968 wurde sie, bundesweit als erste Frau, zur AStA-Vorsitzenden gewählt. Heute lebt sie in Bolivien und betreibt dort ein Hotel mit subtropischem Garten.

Das Interview führte Janik Hollnagel.

Interview mit Sigrid Fronius

FU70: Hallo, wir interviewen im Rahmen von 70 Jahren Freie Universität Berlin aktuelle und ehemalige Studierende, um einen persönlichen Einblick in die Geschichte zu bekommen. Wir dachten, dass du hier sicherlich einiges zu erzählen hast.

Zuerst würde uns interessieren, wann du studiert hast und was dich nach Berlin getrieben hat?

Sigrid Fronius: Ich begann mein Studium an der FU im Herbst 1962 in den Fächern Romanistik und Geschichte. Ich hatte in Korntal bei Stuttgart Abitur gemacht und erst vorgehabt, Volksschullehrerin zu werden. Doch nach einem Klassenausflug nach Berlin und einem halben Jahr durch Europa trampeln, fühlte sich die Perspektive, eines Tages in einer Kleinstadt oder auf dem Land zu leben und zu unterrichten, als eng und abseits an. Ich war damals unpolitisch, doch irgend etwas, das ich nicht näher definieren kann, hatte mich in Berlin in seinen Bann gezogen. Und so fasste ich den Beschluss, mich an der FU zu immatrikulieren. Vielleicht empfand ich Berlin und die „Freie Universität“ als Orte, an denen ein frischer Wind wehte. Ich habe mich nicht geirrt, doch dieser „frische Wind“, das waren wir dann selber, die Generation der 68iger.

FU70: Wie war die Situation in der Stadt? Gab es (bezahlbare) Wohnungen bzw. Wohnheimplätze für Studierende? Und wie hast du dein Studium finanziert?

S. F.: Ich hatte das Glück, sofort ein Zimmer in dem Evangelischen Studentenwohnheim am Rudeloff-Weg,

also wenige Minuten von der Uni entfernt, zu bekommen. Dort herrschte von Anfang an ein lebendiger Geist der Gemeinschaft. Er nahm mein späteres Leben in Wohngemeinschaften vorweg.

Bis zur Bewilligung meines Antrages auf BAföG arbeitete ich mehrere Semesterferien hindurch als Stewardess bei der Schweizer Bundesbahn.

Ich kann nicht sagen, wie die Situation „in der Stadt“ Berlin damals war, denn ich wohnte und studierte in Dahlem und nahm parallel dazu ab 1963 an den Seminaren des Argument-Clubs teil. Ich hatte keinerlei Kontakt zur Berliner Bevölkerung.

FU70: Bevor wir zu deinem persönlichen politischen Engagement kommen: Wie hast du die politische Stimmung in der Stadt während deines Studiums wahrgenommen? Gab es einen Mentalitätswandel und wie hat sich dieser vollzogen? Sprunghaft im vielzitierten Jahr 68 oder eher als ein mehrere Jahre andauernder Prozess?

S. F.: Erst mit der Studentenbewegung und unseren Aktionen kam ich mit der „politischen Stimmung in der Stadt“ in Berührung, doch in erster Linie nicht durch die Bevölkerung selbst, sondern durch die verzerrende und hetzende Berichterstattung in der Springer-Presse. Dort sah ich dann Fotos von wutverzerrten Gesichtern der „Bevölkerung“. Doch persönlich habe ich sie nie so erlebt. Was ich erlebt habe, waren später die Einsätze



AStA-Mitglied Sigrid Fronius spricht während der Gründungsvollversammlung der „Kritischen Universität“ im Audimax, Fotograf: Hellmuth Pollaczek / FU Berlin, UA, Foto-Slg., Foto/30905.

der Berliner Polizei, wenn wir demonstrierten oder das Rektorat besetzten. Ich kann also keine Aussagen über einen Mentalitätswandel machen.

FU70: Wann hat dein politisches Engagement begonnen? Gleich nach dem Zuzug oder gab es ein späteres Ereignis, was dich politisiert hat?

S. F.: Während meiner Tramptour durch Europa 1962 machte ich die Bekanntschaft mit Menschen, die veraltete Strukturen und ungerechte Machtverhältnisse kritisierten. In Algerien tobte der Befreiungskrieg von der Kolonialmacht Frankreich und in Kuba hatte Fidel Castro einen Diktator besiegt. Ich hoffte, während meines Studiums mehr über Befreiungsbewegungen zu erfahren. Die Vorstellung von „Befreiung“ faszinierte mich. Während der ersten Semester besuchte ich bei den Romanisten und Historikern Seminare, die von Politik meilenweit entfernt waren. Außerhalb der Uni fand ich im Argument-Club einen intellektuellen Kreis, in dessen Seminaren Antworten auf grundsätzliche Fragen unserer Gesellschaft gesucht und gefunden wurden.

FU70: Gab es eine klare Trennung zwischen uni- und sonstigem politischen Engagement?

S. F.: Es gab keine Trennung, denn die repressiven Maßnahmen von Universitätsverwaltung und Berliner Senat hatten stets einen politischen Hintergrund. Dazu schildere ich einige Beispiele:

Im Jahre 1965 studierte ich brav Altfranzösisch, den Aufbau von Sonetten und übersetzte bei den Historikern mittellateinische Papsturkunden. Eines Tages wurde uns an der Türe zur Mensa ein Flugblatt in die Hand gedrückt. Der AStA gab bekannt, dass er den Journalisten Erich Kuby als Sprecher zu einer Veranstaltung eingeladen habe, doch die Universitätsleitung verbiete sein Auftreten, da er mal geäußert habe „so frei sei die Freie Universität nun auch wieder nicht.“ Wegen diesem Satz sollte der Journalist nicht zu uns reden dürfen? Das schien mir unerhört. So wie ich empfanden viele und so folgten wir dem Aufruf des AStA zu einem Sit-In, einer friedlichen Demonstrationsform, die der AStA von der nordamerikanischen Studentenbewegung übernommen hatte.

Wir saßen zu hunderten auf dem Fußboden des Henry-Ford-Baus und als wir dem Aufruf der Polizei, den Saal zu räumen, nicht folgten, trugen sie Student für Student einzeln hinaus auf den Rasen. Das war anstrengend und sie ermüdeten bald. Schließlich erschien ein Vertreter der Universitätsleitung und war bereit, mit uns zu sprechen. An diesem Tag und mit dieser Aktion begann für mich die 68iger Bewegung. Von Anfang an war uni- und politisches Engagement eng miteinander verwoben. Inzwischen wissen wir, dass alles immer auch politisch ist.

1965 ging ich in den SDS und begann in einer Gruppe zu wirken, die sich mit Hochschulpolitik beschäftigte, denn in jenen Tagen wurde an der FU an einer Hochschulreform gearbeitet. Ich kandidierte zum Studen-

tenparlament, wurde gewählt und als Hochschulreferentin in den AStA berufen. Dort widmete ich mich zunächst der Hochschulreform und saß, zusammen mit Professoren und noch einem Studenten, in den entsprechenden Gremien.

Als AStA waren wir auch für politische Bildung zuständig und luden Referenten ein, die im Henry-Ford-Bau der FU Vorträge über gesellschaftliche und aktuell-politische Themen hielten.

Man verbot seit Kuby niemandem mehr den Zugang zum Mikrophon, doch es liefen Verfahren gegen Assistenten, deren Verträge aus versteckt politischen Gründen nicht verlängert wurden. Das war im Jahre 1965 und wir organisierten – zusammen mit den Hochschulgruppen – Sit-ins und Proteste auf dem Campus. Auch da waren universitäre Belange mit einer politisch restriktiven Haltung verbunden.

Dies war auch der Fall, als bekannt wurde, dass der zuständige Sachbearbeiter für ausländische Studenten im Rektorat Akten über eben diese anlegte und die gesammelten Daten – so hieß es – dem jeweiligen Geheimdienst des „befreundeten“ Landes übergab. Diese Dossiers waren der Anlass für unsere zweite Rektorsbesetzung.

Ein Konflikt entstand, als im FU-Spiegel Rezensionen erschienen, in denen die Lehr- und Lernmethoden einzelner Seminare kritisch unter die Lupe genommen wurden. Anonym. Die Professoren bei den Romanisten fühlten sich zutiefst gekränkt und schlossen „ihr“ Institut. Worauf die Studenten mit Besetzung antworteten. Das wäre ein Beispiel für universitäres Engagement ohne politischen Aspekt. Doch es reflektierte Herrschaftsverhältnisse und einen alt hergebrachten Mangel an Kommunikation zwischen Lehrenden und Lernenden.

FU70: Wie war die politische Organisationsstruktur an der FU und wo wurden die wichtigen Entscheidungen getroffen? In den gewählten Gremien (AStA, Konvent), den Hochschulgruppen wie dem SDS oder eher in informellen Zusammenschlüssen?

S. F.: Der AStA war ein wichtiger Ort, der Konvent war eher für die Wahlen da und spielte darüber hinaus keine Rolle. Die politisch orientierten und aktiven studentischen Hochschulgruppen waren der SHB, RCDS, SDS, ESG (Evangelische Studentengemeinde) und andere. Sie fassten ihre eigenen Beschlüsse und nur ein Teil ihrer Aktivitäten spielte sich an der Hochschule ab. Der SDS zum Beispiel organisierte außerhalb der Uni die Kampagne gegen den Krieg in Vietnam. Alle diese Gruppen konnten ihre Flugblätter auf dem Gelände der Universität verteilen. Zu dieser oder jener Aktion gab es Bündnisse. In den Fachbereichen gab es auch gewählte Vertreter, obendrein bildeten sich Arbeitsgruppen, an deren Diskussionen und Aktionen jeder aus dem Fachbereich teilnehmen konnte. Am OSI herrschte natürlich ein anderer Geist als bei den zukünftigen Zahnärzten.

Der AStA lud oft zu Versammlungen im Henry-Ford-Bau ein und dort diskutierten dann alle miteinander. Ab 1966 beherrschten mehr und mehr die Redner vom SDS das Mikrophon, doch es hätte keine spannenden Diskussionen gegeben, wären nicht auch die Vertreter

der anderen Richtungen beteiligt gewesen.

Im AStA wurde alles auf den Referentensitzungen besprochen, d. h. mit dem ganzen Team. Oft war dieser und jener Vertreter aus einem Gremium, einer Gruppe oder Fakultät dabei, um Informationen auszutauschen und Aktionen zu koordinieren. Es ging zu wie in einem Taubenschlag und die Vervielfältigungsmaschine zur Produktion von Flugblättern stand nie still.

FU70: Bereits letztes Jahr war der 50. Jahrestag der Gründung der „kritischen Universität“. Wie war deine Rolle darin und wie würdest du die Gegenuni im Rückblick betrachten?

S. F.: Die „Kritische Universität“ wurde in der Folge der Ereignisse des 2. Juni 67 gegründet. Bei den Demonstrationen gegen den Empfang des Schahs von Persien durch den Berliner Senat wurde Benno Ohnesorg erschossen. Wie bei vielen anderen Ereignissen waren die Hauptakteure der Berliner Senat, seine Polizei und die Springer-Presse. Ohne ihr repressives Eingreifen wäre wahrscheinlich alles friedlich über die Bühne gelaufen. Doch am Morgen nach dem Besuch des Schahs in der Berliner Oper erfuhren wir durch B.Z. und Morgenpost, dass ein Student einen Polizisten erschossen habe und dass sich der Berliner Senat geschlossen hinter den Polizeieinsatz stelle. Wir erfuhren auch, dass der Hass der Berliner Bevölkerung auf die Studenten seinen Höhepunkt erreicht habe und es gefährlich sei, wenn sie einen von uns erwischten. Es war der Versuch, uns durch künstlich geschürte Pogromstimmung einzuschüchtern.

Doch in Wahrheit hatten weniger die Wut der Berliner Bevölkerung, sondern die Fehlinformation und gezielte Hetze der Springerpresse ihren Höhepunkt erreicht. Wir atmeten auf, als wir erfuhren, dass alle Polizisten wohl auf waren, waren jedoch empört und entsetzt, dass ein Student von einem Polizisten erschossen worden war.

Da mit einer vorurteilsfreien Untersuchung von Seiten staatlicher Instanzen nicht zu rechnen war, gründeten Studenten, Assistenten und hilfreiche Anwälte eine Kommission und untersuchten das Geschehen. Andere bildeten Arbeitskreise zur Manipulation der Springer-Presse, die täglich neu die Tatsachen verdrehte und gegen uns hetzte. Diese Recherchen und Analysen wurden im „Springer-Tribunal“ der Öffentlichkeit vorgestellt.

Der Eifer der Studenten zu verstehen, was da passierte, war groß und so bildeten sich mehr und mehr Arbeitskreise, die sich mit Medien, der freien Meinungsäußerung und anderen gesellschaftlichen Problemen beschäftigten. Viele stellten sich schon eine Weile die Frage, inwiefern ihr Studium sie auf ihren späteren Beruf und auf ihre Rolle in der Gesellschaft vorbereite, aber auch, wie ein Studium beschaffen sein könnte, das dies leistete.

Meine und unsere Aufgabe im AStA war, diese Aktivitäten zu unterstützen und zu koordinieren. Der Schritt, all diese Arbeitsgruppen unter dem Namen „Kritische Universität“ zu vereinen, war dann nicht mehr weit.

Wir halfen bei der Erstellung einer Broschüre, in dem, wie in einem Vorlesungsverzeichnis, stand, wann, wo und mit welchem Thema ein Seminar stattfand. Auch Assistenten nahmen an diesen Gruppen teil, doch der Unterricht war nicht mehr frontal. Man saß im Kreis und plante gemeinsam die Durchführung. All dies vollzog sich meist in den Räumen der Universität.

Wir haben uns nie als Gegenuniversität verstanden und ich kann mich auch nicht erinnern, dass wir diesen Begriff verwendet hätten. Vielleicht wurde er diskutiert und verworfen. „Kritische Universität“ hieß, eine Lehrveranstaltung von eigenen Fragen und Lerninteressen ausgehend zu gestalten. Sie bedeutete, dass die Teilnehmer_innen nicht passiv zuhörten, sondern aktiv an der Durchführung beteiligt waren. Die Situation schien mir ideal: Es wurde nicht studiert, weil es im Lehrplan stand und man einen Schein erwerben musste, sondern weil man und frau an einer Erkenntnis in einem bestimmten Bereich interessiert war. Wir wollten die Universität nicht ersetzen, sondern sie ummodelln. Doch dazu brauchten wir eigene, praktische Erfahrung.

FU70: 1968 wurde mit dir zum ersten Mal in der BRD eine weibliche AStA-Vorsitzende gewählt. Welche Ereignisse waren prägend in deiner Amtszeit und warum bist du nach knapp einem halben Jahr zurückgetreten?

S. F.: Zuerst zu der Frage, warum ich nach einem halben Jahr von meinem Amt zurückgetreten bin. Ich war und wirbelte seit 1965 – oder war es Anfang 66? – im AStA, also gute drei Jahre. Für mich machte es kaum einen Unterschied, ob als Hochschulreferentin oder als AStA-Vorsitzende. Es waren täglich gute zwölf Stunden intensivster Aktivität mit zahlreichen Herausforderungen. Die studentischen Aktivitäten hatten sich zunehmend auf die Fakultäten verlagert und ich hatte das Gefühl, die Bewegung liefe jetzt wie von selber. Die Situation war etwas unübersichtlich geworden, Institute waren besetzt und es streikten entweder Professoren oder Studenten. Viele Aktivitäten hatten sich in die Stadt verlagert, z. B. in den Republikanischen Club.

Verkürzt könnte ich sagen: Ich hatte genug und sehnte mich nach Rückzug. Das halbe Jahr ohne Verpflichtungen und Termine, das ich mir nach meinem Rücktritt gönnte, hat mir gut getan. Ich liebte es, alleine und zu Hause zu sein, zu lesen und nachzudenken.

Meine Aufgaben als Hochschulreferentin unterschieden sich nicht wesentlich von denen der AStA-Vorsitzenden. Wir taten sowieso das Meiste im Team. Sicherlich gab ich als AStA-Vorsitzende viele Interviews und vertrat die Berliner Studentenbewegung bei Treffen auf europäischer Ebene, in Turin, Paris und Amsterdam. Denn 1968 war überall was los und es gab viel auszutauschen. Einmal wurde ich von den Studenten der zahnmedizinischen Fakultät, die für ihre konservative, ja reaktionäre Haltung bekannt waren, gebeten, bei ihrer Vollversammlung die Politik des AStA darzulegen. Niemand im AStA beneidete mich um diese Aufgabe. Ich erwartete nicht, dass auch nur einer meine Ansichten teilte. Vielleicht hegten beide Seiten

Vorurteile: Sie erwarteten eine radikale, hysterische Agitatorin und ich fürchtete mich vor dieser Höhle von Löwen. Doch ich sprach klar und ruhig und antwortete auf alle ihre Fragen. Zu meiner Überraschung hörten sie sich meine Ausführungen zwar mit Skepsis, doch bis zum Ende höflich an.

Als besonderes Ereignis erinnere ich eine Veranstaltung mit Herbert Marcuse, der aus den USA angereist war und den ich begrüßte. Der Saal des Henry-Ford-Baus war voller denn je. Die Studenten saßen nicht nur in den Sesseln, jeder Zentimeter in den Gängen, auf den Fensterbänken und dem Podium war dicht besetzt. Ja, da war es nicht schwer, sich als Mittelpunkt der Welt und als das Herz der Bewegung zu fühlen.

Als AStA-Vorsitzende habe ich den Zug der Studenten in Richtung Rektorat angeführt und dafür gesorgt, dass wir ins Haus hineinkamen, um es zu besetzen. Als die Polizei anrückte, verbarrikadierten wir uns im 1. Stock. Doch die Polizisten arbeiteten sich, während wir ihnen zuschauten, durch den Möbelberg auf der Treppe nach oben und verhafteten uns. Mit 20 weiteren Studenten saßen wir dann auf dem Revier, in diesem Fall im riesigen Wohnzimmer einer Grunewald-Villa, und warteten auf unsere Vernehmung. Im Fernsehen lief die Abendschau. Sowohl die Polizisten als auch wir Studenten waren gespannt auf die Aufnahmen, saßen oder standen gemeinsam vor dem Apparat und sahen, wie die einen verhafteten und die anderen, wir, abgeführt wurden. Die Berliner Polizei war nicht immer brutal. Sie konnte auch freundlich sein und wie vieles andere, waren unsere Aktionen nicht nur Kampf, sondern machten auch Spaß oder brachten angenehme Überraschungen.

Gar nicht spaßig war der Schuss auf Rudi Dutschke. Da musste niemand mehr etwas organisieren; wir zogen alle spontan und voller Wut vor das Springer-Hochhaus, kippten Lieferwagen um und jemand warf ein Streichholz in das sich auf dem Boden ausbreitende Benzin. Die Flamme schlug hoch und war am nächsten Tag als Foto überall zu sehen.

In meine AStA-Zeit fiel eine Einladung von fünf europäischen Studentenvertretern zum Kongress des Nationalen Studentenbundes in Kansas City, USA. Ich reiste mit vier netten jungen Männern, einer davon aus Prag. Noch als wir im Flugzeug saßen und den Ozean überquerten, wurde bekannt, dass die Russen in Prag einmarschiert seien. So verließ uns der Tscheche sofort nach der Landung in New York und tauchte unter. Wir anderen erfuhren, dass für den folgenden Tag ein Gespräch mit Henry Kissinger, dem langjährigen Sicherheitsberater von Präsident Johnson, geplant war. Beide Männer waren für uns die höchsten Repräsentanten derer, die den Krieg in Vietnam führten. Also was tun? Zum Glück rief mich ein mir bekannter Dozent einer amerikanischen Universität an und sagte kategorisch: „Sigrid, ihr geht da nicht hin. Man will euch nur benutzen“. Und so kam es, dass wir uns tags darauf zwar nach Washington fahren ließen, doch nur durch die langen, hallenden Gänge des Pentagon liefen, ohne irgendein Büro zu betreten. Der Nationale Studentenbund entpuppte sich als eine Marionette der

Regierung, niemand war an uns interessiert und man ließ uns alle Zeit, auf dem gepflegten Rasen des Campus zu liegen und in den blauen Himmel zu schauen.

Wir und auch ich gehörten zur antiautoritären Bewegung. Wir verehrten zwar Freiheitskämpfer wie Che Guevara und Martin Luther King und kopierten Protestformen wie das Sit-In, doch ansonsten hatten wir keine Vorbilder oder Führer. Niemand schrieb uns etwas vor. Alles wurde ad hoc und im Moment analysiert und beschlossen. Spontaneität stand hoch im Kurs. Wir hatten selten Feierabend, doch einmal gingen wir ins Theater, in Handkes „Publikumsbeschimpfung“ am Kudamm. Wir saßen im Publikum und ließen uns beschimpfen. Als dies langweilig wurde, schimpften wir – was uns gerade so einfiel – zurück. Die Schauspieler griffen unsere Zurufe auf und das restliche Publikum glaubte, wir gehörten zum Stück. Ja, im Rahmen der antiautoritären Bewegung fanden wir reichlich Gelegenheit, uns auf besondere Weise zu vergnügen. Alles fühlte sich sehr lebendig an.

Selbst Demonstrationen auf dem Kudamm, gegen die die Berliner Polizei mit Wasserwerfern einschritt, wurden zum Spiel. Die warme Sommernacht und neugierige Touristen machten es möglich. Wenn der Wasserwerfer angefahren kam und seine Düse auf uns richtete, rannten alle, Studenten wie Touristen, in eines der vielen Cafés. Hinter den großen Fensterscheiben sicher, jubelten alle, wenn der vom Scheinwerferlicht gut ausgeleuchtete Wasserstrahl ins Leere ging... Ich habe jedenfalls nie einen Knüppel abbekommen, sondern die Erfahrung gemacht, dass die den fliehenden Demonstranten hinterherrennende Polizei einen nicht wahrnimmt, wenn man still dasteht und ihr entgegenschaut.

Im AStA bekamen wir viel mit, denn alles, was fantasievolle Künstler und rebellische Studenten damals erfanden und zur Schau stellten, wurde auch uns angehängt. Die Journalisten bedrängten uns mit Interviews und wünschten Stellungnahmen. Die Bewegung war 1968 so breit geworden, dass man kaum noch von Organisationsstrukturen sprechen konnte. Alles war im Fluss, in Auflösung und Neuformierung begriffen. Niemand verschwand, im Gegenteil, immer mehr Bevölkerungsgruppen kamen hinzu und wirkten in einem der Bereiche mit: als Eltern mit Kinderläden, in der entstehenden Frauenbewegung, in Stadtteil-, Künstler-, Schüler-, Jugend- und Berufsgruppen.

FU70: Warst du als Frau, sowohl vom Establishment als auch von deinen Genossen, besonderer Diskriminierung ausgesetzt? Was änderte sich durch das immer offenere Auftreten der Frauenbewegung, insbesondere manifestiert durch den Tomatenwurf von Sigrud Rieger auf Hans-Jürgen Krahl während des SDS-Delegiertenkongresses im September 68?

S. F.: Ich fühlte mich weder vom Establishment noch von den Genossen in irgendeiner Weise diskriminiert. Es könnte auch sein, dass wir im AStA viele Frauen waren und nicht auf die Idee kamen, uns auch noch um Frauenfragen zu kümmern. Erst durch den Tomaten-

wurf erfuhr ich von dem Desinteresse und den Schwierigkeiten, auf die frauenbewegte Genossinnen im SDS gestoßen waren. Ich fand ihre Aktion gut, fühlte jedoch keine Notwendigkeit, mich ebenfalls in diesem Bereich zu engagieren. Erst sieben Jahre später wurde ich Feministin.

FU70: Hattest du in diesen bewegten Zeiten überhaupt noch Zeit für dein Studium?

S. F.: Nein. Die Arbeit im AStA war eine Vollzeitbeschäftigung und wurde als solche von der Universität bezahlt. Die Studentenvertretung war Teil der Universität und hatte den Zweck, Studenten in die parlamentarische Demokratie praktisch einzuführen: die Wahl zum Konvent, als Parlament, der AStA war die Regierung und die Referenten die Minister, jeder mit seinem Resort. Die AStA-Vorsitzende entsprach der Kanzlerin. Nur einen Präsidenten gab es nicht. Der Konvent entsandte Studenten in Gremien der Universität und der AStA vertrat studentische Interessen und kümmerte sich auch um Belange wie Wohnheime, Mensa-Essen und ähnliches.

Eine Anmerkung: Es war damals nicht üblich, Student_innen, Referent_innen, Minister_innen mit seinem_ihrem Resort zu sagen oder zu schreiben. Und da ich von damals erzähle, benutze ich die damals übliche Sprache.

FU70: Was hast du im Anschluss gemacht?

S. F.: Ich weiß nicht, auf welchen Zeitraum sich diese Frage bezieht. „Im Anschluss“ können Monate oder 50 Jahre gemeint sein. Da es meiner Erfahrung nach viele interessiert, was aus einer 68igerin geworden ist, will ich die 50 Jahre schildern, mich jedoch kurz fassen. Ich bin sicher, dass niemand mir vorwerfen wird, dass ich dabei dies und jenes ausgelassen habe.

- Ein halbes Jahr habe ich mich zurückgezogen und viel gelesen, vor allem „Das Kapital“ von Karl Marx. Seither weiß ich, was mit Kapitalismus gemeint ist und warum er eine ungerechte und lebenszerstörende Wirtschaftsform ist.

Auf Bitten des Leiters der Jugendstrafanstalt Plötzensee besuchte ich regelmäßig einen Jugendlichen im Knast.

- Im Frühjahr 69 beschloss ich, in einem Berliner Betrieb zu arbeiten, um die Lage der Arbeiter kennenzulernen. Dem folgten drei intensive Jahre, während denen ich mit dem Aufbau von Betriebsgruppen beschäftigt war. Als auch unsere Gruppe 1972 an dem um sich greifenden Kader- und Parteien-Syndrom erkrankte, verließ ich sie. Wie 1968 trat ich von einem Tag auf den anderen aus oder zurück und wurde privat.

- Nach siebenjähriger Unterbrechung nahm ich mein Studium wieder auf, allerdings nicht an der FU, sondern an der Pädagogischen Hochschule.

- 1973 machte ich das Examen, ging jedoch nicht in den Schuldienst, sondern nach Chile, also in die 3. Welt, wie es damals hieß. Ich erlebte den Putsch von Pinochet, wechselte nach Argentinien, lebte anderthalb Jahre in Buenos Aires und entdeckte und praktizierte dort meine journalistischen Fähigkeiten. Ich

recherchierte die peronistische Bewegung und turbulente Zeit vor Ort und verarbeitete mein Material zu einem Buch mit dem Titel: „Nicht besiegt und noch nicht Sieger. Argentinien und die Entwicklung der peronistischen Arbeiterbewegung“, das beim Rotbuch Verlag im Jahre 1975 veröffentlicht worden ist.

- Nun entdeckte ich endlich die Frauenbewegung bzw. sie mich. Mit anderen Frauen gründeten wir den Verein „Selbstverteidigung für Frauen“ und gleichzeitig wirkte ich in der Frauenzeitschrift Courage mit.

Ich habe also drei verschiedene und gleich intensive Phasen durchlebt und dabei einiges bewirkt: erst in der Studenten- dann in der Arbeiter/Betriebsgruppen- und schließlich in der Frauenbewegung. In allen drei Bereichen fällt es mir oft schwer, von ich zu sprechen oder zu schreiben. Denn meist dominierte das wir. Doch ich habe mich in diesem wir nie aufgegeben oder verloren. Solange es für mich stimmte, war ich dabei. Ich wandte mich nicht gegen das Vergangene, ich machte nur eine Pause und begrüßte dann das Neue, das nie lange auf sich warten ließ. Das Wesentliche aus jeder dieser Phasen betrachte ich als einen Schatz, der meine Persönlichkeit bis heute bereichert.

Eine dieser Bereicherungen war auch das Erlernen von Shiatsu und das tiefe Eintauchen in alternative Medizin und Therapie, die mich beide zur Spiritualität hinführten.

- Von 1979 bis 1982 arbeitete ich als pädagogische Leiterin beim DED und 1983 wanderte ich nach Bolivien aus, um auf dem Land zu leben, ökologisch zu gärtnern, mich selbst zu versorgen, Massagen zu geben und alternative Heilmethoden zu praktizieren.

- Mein Vorhaben, eine spirituelle Landkommune aufzubauen, gelang mir nicht, dafür aber der Aufbau eines ökologischen und vielbesuchten Hotels mit dem Namen Sol y Luna Ecolodge. Es befindet sich in einem mehrere Hektar Land umfassenden subtropischen Garten. Damit bin ich Unternehmerin, Bauherrin, Architektin und Landschaftsgestalterin. Wer sich das konkret anschauen und durch das Gelände spazieren will, kann www.solyluna-bolivia.com anklicken und die Fotos in der Galerie betrachten.

- Vorgesetzte von Angestellten zu sein und meine sozialistischen Ideale dabei nicht zu vergessen, waren eine große Herausforderungen.

- 2008 arbeitete ich ein halbes Jahr als Direktorin im Viceministerio de Turismo unter Evo Morales in La Paz. Da herrschte ein lebendiges Chaos wie im AStA und war natürlich auch ganz anders.

- Über mehrere Jahre hinweg unterstützte ich mit Therapie und Massage einen gelähmten jungen Mann, der anschließend, von mir angeregt, eine kämpferische Behindertenbewegung in ganz Bolivien ins Leben rief.

- In all diesen Jahren schrieb ich an einem Buch, in dem ich meine ersten Jahre in Bolivien und auf dem Land schildere. Die spanische Version wurde 2017 unter dem Titel „En abundancia“ - Im Überfluss - veröffentlicht. Im Herbst dieses Jahres bereite ich die Veröffentlichung der Originalversion in Deutschland vor.

FU70: Inwieweit verfolgst du das (politische) Geschehen in Deutschland?

S. F.: Fast täglich lese ich Nachrichten online, erst spiegel.de und nun tagesschau.de. Letztere hat den Vorteil, keine Werbung zu zeigen. Beide sind tendenziös und zutiefst frustrierend. Doch die Kommentare der jeweiligen Artikel enthalten wichtige Informationen und ein breites Spektrum an Meinungen. Per Email und Facebook bin ich mit Freund_innen aus der 68iger und aus der Frauenbewegung verbunden. Sie schicken mir ihre Veröffentlichungen und weisen mich auf gute Bücher und Sendungen auf youtube hin. In meinem näheren und weiteren Umkreis leben viele Menschen, Bolivianer- und Ausländer_innen, mit denen ich mich austauschen kann. Ich bin also, was Information betrifft, nicht weit ab vom Schuss. Und dank Internet sowieso nicht.

FU70: Als Schlusswort: Was würdest du (kritischen) Studierenden von heute mit auf den Weg geben?

S. F.: Nun, bislang habe ich nur meine sozialistische, feministische, ökologische und im Bereich alternativer Medizin aktive Person dargestellt. Was ich fast unerwähnt ließ, war und ist mein theoretisches und praktisches Interesse an Therapie und Spiritualität. Und das ist ein weites Thema: von der Meditation, über Familienstellen, Reinkarnation, Sterbehilfe, über Quantenphysik bis hin zu virtuellen und parallelen Welten, um nur einige wenige Bereiche zu nennen.

Ich erwähne dies deshalb, weil ich allen auf den Weg mitgeben möchte, dass das Interesse an Spiritualität sich gut mit sozialistischen, feministischen und ökologischen Ansichten verträgt. Ich sehe sie gar als Voraussetzung, um klare Entscheidungen zu fällen und bewusst handeln, fühlen und denken zu können. Denn durch sie bekommen wir Zugang zu unserer Intuition, ein für alle Lebensfragen unentbehrliches Organ der Wahrnehmung und des Wissens.

Mein Ratschlag an (kritische) Studierende wäre, dass man auf seine innere Stimme hören soll. Wenn man ein Unbehagen spürt, dann soll und kann man etwas ändern, sei es einen Studienplan, eine respektlose Behandlung, einen unzumutbaren Stress. Im Rückblick auf mein Leben erkenne ich, dass ich mich stets von dem leiten ließ, was mich interessierte und lockte. Und wenn ein Thema oder eine Phase gelebt war, wandte ich mich der nächsten Faszination zu. Ich verwarf das Vergangene nicht, denn es hatte mich umgestaltet und bereichert. So bin ich bis heute in die Vielfältigkeit des Lebens eingebunden, neugierig und davon fasziniert.

FU70: Vielen Dank für das Interview.